

Meine Geige

Autor(en): **Dolf, Tumasch**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **45 (2003)**

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-550573>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Meine Geige

*Erzählung von
Tumasch Dolf*

*Aus dem Sutselvischen
von Huldrych Blanke*

Meine Geige ist wohl das kostbarste Erbe, das ich von meinem Vater habe. Doch ist «Erbe» vielleicht nicht das richtige Wort. Er hat sie mir übergeben, als ich ein Bub von 11 Jahren war. Er hatte in Chur, als er im Seminar war, gelernt, Geige zu spielen – nicht Klavier (denn damals wurde in der Lehrerausbildung noch die Geige bevorzugt – mit Recht!).

Es ist, so scheint mir, erwähnenswert, wie mein Vater zu seiner Geige gekommen ist. Es war am Anfang seiner Zeit an der Kantonsschule. Als er eines Tages über die Wiesen zum Rhein hinunterschlendert, findet er in einer gedüngten Wiese einen kleinen, lädierten Geldbeutel. Er hebt ihn auf und öffnet ihn – und entdeckt darin ein Goldstück, einen «Napoleon». So ein Glück! Zwar wusste mein Vater – er war bereits über 20 Jahre alt –, was er zu tun hatte, und er setzte den Fund in die Zeitung. Doch als sich niemand meldete, kaufte er damit das Instrument, das er anschaffen sollte und das gerade ausgeschrieben war, mit allem Zubehör: Bogen, Kolophon und Kasten, einem Kasten aus Karton. Und dieses war von nun an «seine» Geige, die ihm als Seminarist und Lehrer gedient hat. Dann ging sie in meinen Besitz über, wo sie heute noch ist, und verkäuflich ist sie mir nicht, heute weniger denn je.

Meine frühesten Erinnerungen an die Geige sind wie ein Traum, ein Traum voller Licht und Seligkeit. Solange wir klein waren, spielte der Vater nur selten darauf. Sie ruhte im Kasten im oberen Hausflur, im Kleiderkasten des Ururgrossvaters. Nur vielleicht einmal im Jahr, wenn er besonders gut aufgelegt war und wir ihm keine Ruhe liessen, holte er sie herunter und spielte seine alten Tänze und Lieder. Und wir, die Kinder und die Mutter, hörten mit grösster Freude zu, und manchmal erschienen auch die Nachbarn und lauschten. – Wenn auch der «surmestaret» im Dorf nicht gerade

hoch in Geltung stand, so erweckte sein Geigenspiel doch einen gewissen Respekt. Denn damals war die Geige noch das wichtigste Musikinstrument im Dorf – nicht zu vergleichen mit den paar Mundorgeln –, und auch der Letzte und Hinterste spürte, dass sie etwas Besonderes war.

Gelegentlich kam es vor, dass der Vater nachgab und an einer Hochzeit oder an einem Ball der Dorfjugend spielte. Sie mussten allerdings lang genug bitten, fast auf den Knien, bis er zusagte. Aber wenn er dann einmal auf seinem Posten war und zu spielen begann, dann kam er in Schwung und spielte, dass die Melodien nur so hervorsprudelten, munter, klar und funkelnd wie die Bergquellen.

Was mich betraf, so fand ich keine Ruhe mehr. Tag und Nacht dachte ich an die Geige des Vaters. In meinen Träumen war ich bereits so weit, dass ich alle Tänze und Lieder spielen konnte, die ich von ihm gehört hatte. Und natürlich liess ich nicht locker und bat immer wieder, dass er mir zeigen solle, wie man sie spielt. Dass ich noch zu klein sei, dass meine Finger zu kurz seien, war während langer Zeit die Antwort. Bis ich ihn endlich einmal in der richtigen Stimmung erwischte – ich war etwa 10 oder 11 Jahre alt – da zeigte er mir, wie ich das Instrument halten müsse, und spielte mir das *Ut-re-mi* vor, doch hielt er die Geige nicht so, wie man sollte, und den Bogen ergriff er in der Mitte statt zuäusserst, aber es ging auch so. Von diesem Unterricht sind mir vor allem zwei Dinge in Erinnerung geblieben: mit der Bogen-Hand eine Katzenpfote zu machen – das habe ihm der Professor Held gezeigt – und die ausgestreckten Finger nicht auf die Saiten zu legen.

Von da an war die Geige nie mehr droben im Schrank. Wann immer es möglich war, war ich am Spielen. Wie das am Anfang getönt hat, kann man sich vorstellen. Das war ein Gekratz und Gekreisch, dass alle aus der Stube flohen. Nur die Mutter sagte nichts, und manchmal sah sie mich an und hatte einen eigenartigen Schimmer in den Augen.

An einem Morgen – ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen – war ich aufgestanden und im Nachthemd durch die Falltüre hinabgestiegen und hatte begonnen, auf meiner Geige zu kratzen. Da, auf einmal, kam mit einem Sprung auch mein Bruder herab, ebenfalls im Nachthemd: «Wenn du jetzt mit dieser Kratzerei aufhörst, ist es gut – sonst we-

he dir und deiner Geige!» Und schon war er über mich hergefallen, während ich verzweifelt versuchte, mein kostbares Gut in die Höhe zu halten und so zu retten. Zum Glück hatte die Mutter in der Küche den Lärm gehört und kam mir – und meiner Geige – zu Hilfe. – Da sieht man, wie der Weg zur Meisterschaft dornig sein kann.

Doch aller Spott und Hohn konnten nichts ausrichten. Ich liess nicht locker mit meinen Versuchen – bis das Gekratz endlich aufhörte und die Finger den richtigen Ort auf den Saiten fanden, und die Töne anfangen, klar und rein zu klingen. Wie das gekommen ist, ist schwer zu sagen, aber eines Tages war es so weit, und ich war glücklich wie ein König. Bald konnte ich auch das erste Lied spielen. Jetzt hörten die Spöttereien auf, und die Geschwister schauten mich mit verwunderten Augen an, doch nur die Mutter sah tiefer und spürte, dass bei mir etwas Eigenes gereift und zum Ziel gekommen war. Ich sehe noch, wie sie eines Tages, als ich allein in der Stube war und spielte, aus der Küche kam und unter der Türe stehen blieb, um zu lauschen.

Der Vater sagte wenig. Als er sah, dass ich anfing, Tänze zu spielen, hat er mir hie und da einen vorgespielt. Die Tänze machten mir mehr Mühe. Zuerst gelang mir der «Walzer des Lutta» – Lutta, ein Seminarkollege, hatte ihn dem Vater gezeigt –, dann begannen allmählich auch die andern zu klingen, sogar der «mit dem hüpfenden Bogen» und die «Mazurka auf drei Saiten». Das brauchte allerdings seine Zeit, und es wäre ein Irrtum, wenn der geneigte Leser annähme, ich hätte rasche Fortschritte gemacht. Es dauerte mindestens ein Jahr, bis es so weit war. Nur: erzählt ist eben alles viel schneller.

Ein Ereignis aus jener Zeit muss ich noch erwähnen: Damals lebte noch der Jerg, der Korbmacher, Dachdecker und Geigenspieler war und in Scarvens unten wohnte, oberhalb von Casti. Manchmal kam er mit Körben nach Munsulegl herauf. Er war ein alter Mann, deutschsprachig von Geburt, der kaum romanisch sprach und meistens auf Deutsch Antwort gab. Wenn ihn jemand fragte, wie alt er sei, antwortete er: «Anno einazwänzig (1821) bini gebora, jätz könnandar usrechna.» Als er eines Tages bei uns vorbeikam und die Geige sah, bat er, darauf spielen zu dürfen, was ihm mit

seinen ungelinken Fingern mehr schlecht als recht gelang. Er begann immer wieder mit der gleichen Melodie, kam aber jedesmal nur ein Stück weit. Wir Kinder konnten das Lachen fast nicht verbeissen. Um aus der heiklen Situation herauszukommen, sagte meine ältere Schwester, dass ich auch spielen könne. Da machte der Jerg grosse Augen und wollte etwas von mir hören, und ich spielte, so gut ich konnte, einen meiner Tänze. Darauf der Jerg, mit Würde: «Das git a guata Spielma, das gsiet ma grad da Fingra'n a.» – Darüber haben wir noch oft gelacht.

Ich war bereits ein grösserer Schüler und einen Winter in Zillis unten in die Schule gegangen, als ich das erste Mal vor Publikum spielte. Ich war mit dem Vieh auf der Weide, als mich ein paar Mitschülerinnen, die bei einer Kameradin in Munsulegl auf Besuch waren, rufen liessen: Ich solle herunterkommen und zum Tanz aufspielen! Das kam sehr unerwartet, und es brauchte ziemlich viel, bis ich mich bewegen liess, aber schliesslich habe ich nachgegeben und bin gegangen und mit meiner Geige unter dem Arm in die Stube eingetreten, wo mich lauter Jubel empfing. So ist das, dachte ich, sonst fragt ihr auch nicht viel nach mir, und begann eher widerwillig zu spielen. Doch ging es nicht lang und ich wurde von ihrer Freude angesteckt, das Eis schmolz und in mir begann es zu jublieren wie in den Herzen der Tänzerinnen. Was für ein heiterer Sonntag ist das gewesen; ja, von jetzt an musste ich mich nicht mehr über mangelnde Aufmerksamkeit beklagen.

Noch im gleichen Jahr, an einem September-Vormittag, sassen mein Vater und ich in der Stube, bereit zum Aufbruch. Seit langem war dem Vater klar, dass ich die Familientradition bewahren und Schulmeister werden müsse, und jetzt war die Stunde gekommen, wo es nach Chur an die Kantonsschule aufzubrechen galt. Ich hatte als einziges Gepäckstück den Kasten zu tragen, der die Geige enthielt – mein einziger Trost in der schweren Stunde des Abschieds. Wie damals, als wir nach Calantgil gewandert waren, haben uns die Leute überall, wo wir hindurchzogen, nachgeschaut: dem kleinen Mann mit dem Stock und dem Regenschirm und ei-

nem Packen unter dem Arm und dem Buben mit seinem riesigen Geigenkasten. Gegen Abend, als wir in Chur ankamen, gingen wir gleich zur Tante Fida hinauf. «So ein flotter Bub», sagte sie, «will ins Seminar und nimmt auch gleich die Geige mit.»

Wir haben dann Kaffee getrunken und mussten erzählen von Munsulegl – alles, was sich dort zugetragen hatte. Dann begleitete mich der Vater ins Konvikt hinauf, und am nächsten Tag begann das Examen. Von diesem ist mir der Vormittag in Erinnerung geblieben, als ich vom Professor mit dem schwarzen Bart in Deutsch geprüft wurde. Er war sehr zufrieden mit mir, und die Freundschaft, die mich seitdem mit ihm verband, hat bis heute gehalten, obgleich sein Bart inzwischen weiss geworden ist und meiner grau. Auch sonst ging alles glatt, und ich bin ohne Schwierigkeiten in die zweite Klasse eingetreten.

Ich konnte natürlich kaum erwarten, bis die Geigenstunden begannen, aber es schien, als denke niemand daran. Es ging sicher 14 Tage, bis wir endlich aufgefordert wurden, mit unsern Instrumenten in die Aula hinunterzugehen (und immer noch herrschte der alte Schlendrian!). Wir waren nur zu dritt, einer von Klosters im Prättigau, der Hans, einer vom Heinzenberg, der lange Otto, und ich. Dort empfing uns ein kleines schwächliches Männlein, ein richtiger Knirps. Als er fragte, wer schon spielen könne, meldete ich mich und war bereit, mit Zittern und Zagen ein Lied oder einen Tanz vorzuspielen, doch wollte der Gesell gar nichts hören. Stattdessen nahm er unsere Instrumente und probierte sie aus. Sapperlot, wie der meine Geige hielt!, ganz anders, als ich es gewohnt war – gradaus, und den Bogen hielt er zuäusserst und strich damit auf und ab und liess die Finger springen, dass man staunen musste. Zwar kann ich nicht sagen, dass er etwas Schönes spielte, aber einen gewissen Respekt hat er uns damit ohne Zweifel eingeflösst.

Zu meiner Geige sagte er kein Wort, was mich ein wenig verstimmte, doch habe ich ihm später, als er mit den Stunden begonnen hatte, verziehen, und wir sind während der folgenden vier Jahre gute Freunde geworden.

Begreiflich, dass es für mich nicht einfach war zu lernen, Geige und Bogen richtig zu halten und nach Noten zu spielen. Aber es musste sein, und

mit der Zeit gelang es zu meiner Freude immer besser. Am liebsten aber waren mir immer noch meine Tänze, die ich nur spielte, wenn ich allein war im kleinen Übungszimmer und Trost suchte in meinem Heimweh nach Munsulegl und meinem Hirtenleben. – Wer sonst hätte mich trösten können als meine Geige?

Im zweiten Jahr ist dann noch einer in unsere Klasse eingetreten, der Geige spielen konnte: der Christli, der aus dem Appenzellischen kam. Wir begannen, zusammen zu spielen, mit und ohne Noten. Mit Noten konnte er besser spielen, ohne ich, doch mit der Zeit hat sich das ausgeglichen und wir wurden überall im Konvikt als flotte Musikanten bekannt. Unsere Kameraden machten sich das zunutze, und wenn sie glaubten, dass Gisep, unser Konviktsvater, abwesend war, forderten sie uns auf, im oberen Hausflur zu spielen, und dann tanzten sie dazu wie die Wilden. Doch es kam, wie es kommen musste: eines Tages hat uns Gisep erwischt und hat geschumpfen, aber mit Mass – was uns nicht entging und Folgen haben sollte. – So sind die drei ersten Jahre in Chur vergangen, und ich habe mit meinem Geigenspiel ordentliche Fortschritte gemacht.

In den Ferien nahm ich die Geige, meine unentbehrliche Begleiterin, jeweils nach Hause mit. Nun hatten sie damals in Munsulegl oben einen Lehrer, Hans, einen kleinen, älteren, originellen Mann, der auch Geige spielen konnte. Wir hatten bald Freundschaft geschlossen. Er brauchte seine Geige in der Schule, aber kannte auch eine ansehnliche Zahl von Tänzen, zu einem sogar einen Vers, welcher lautet:

*Tei âs diamantas a perlas,
Tei âs egn beal tschupi,
tei âs blearas muias
a stearlas!
Mieus cor, tge vol tei dapli?*

(Du hast Diamanten und Perlen, / du hast einen prächtigen Kranz, / du hast viele Rinder und Fardeln [grössere Kälber]. / Mein Herz, was willst du noch mehr?)

Es war selbstverständlich, dass wir bald miteinander zu spielen begannen: er die erste, ich die

zweite Geige, und das klang zu unserer Freude recht gut, was nicht unbemerkt blieb. Jedesmal, wenn eine Probe des gemischten Chors zu Ende war, stellten die Sänger hinten in der Schulstube die Bänke aufeinander und machten so Platz fürs Tanzen. Dann ging's los, mit Walzern, mit Polka, mit Mazurka und Schottisch, bis Mitternacht. – Nein, von einer Entweihung der Schulstube konnte keine Rede sein, denn dies war ein echtes und berechtigtes Vergnügen der Dorfgemeinschaft.

Am Silvesterabend sangen wir in den Strassen und Gassen von Munsulegl. Dann, wenn der Rundgang zu Ende war, etwa um 10 Uhr, kam Vargistagn an die Reihe, denn im Chor waren auch Sängern und Sänger von Vargistagn, die zu den Proben herüberkamen. – Es war während meinem letzten Schuljahr in Chur, als man beschloss, nach dem Neujahrssingen in Vargistagn einen Ball durchzuführen. Wer aufzuspielen hatte, war bald entschieden. Und so sah denn die Silvesternacht bei klarem Wetter und gestirntem Himmel eine grosse Gesellschaft auf dem Weg durch die Schneemassen des Bual über die Rüfe nach Vargistagn hinüberziehen. Ich trug meine Geige im Kasten mit, während der Schulmeister Hans die seine einfach unter den Arm geklemmt hatte. Die Tannen in ihrem leuchtenden Schneegewand neigten sich zu uns herab und grüssten uns, und der Bach von Flimegl und der von Vargistagn rauschten stärker unter dem Eis als sonst – als hörten sie bereits den Ruf des Frühlings...

In Vargistagn haben wir zuerst gesungen, dann in den verschiedenen Häusern Kaffee getrunken. Die Tische vermochten ihre Last fast nicht zu tragen: kleine und grosse Birnbrote, Kuchen und Torten, Würste und was weiss ich noch alles. Und zum Abschluss natürlich der Rasoli (ein Kirschenlikör), der uns Mut zum Tanzen machte!

Der Ball wurde im Haus des Lemann abgehalten, das damals leer stand. Es ging dabei sehr vergnügt, ja ausgelassen zu, wie immer an unsern Bällen. Um ehrlich zu sein: fast lieber hätte ich selber getanzt als Geige gespielt. Denn ich hatte – heute kann ich's ja zugeben – ein Auge auf ein Mädchen geworfen, und es war eine rechte Qual für mich, zusehen zu müssen, wie sie die ganze Nacht mit anderen tanzte. Ich liess kein Auge von ihr, und manchmal schenkte auch sie mir einen Blick, und

was für einen! Dann jauchzte meine Geige. Und wenn der Schulmeister Hans den Walzer von den «Diamanten und Perlen, dem Kranz und den Rindern» spielte, dann sah ich nur die Diamanten und Perlen... – was kümmerten mich die Rinder? Endlich aber hat mein Kamerad dann ein paar Mal auch «solo» gespielt, und ich hatte Gelegenheit zu ein paar Runden mit meinem Schatz.

Erst als es Tag wurde, war der Ball zu Ende. Der Murezzi, einer der älteren, verheirateten Tänzer, der die ganze Nacht dabeigewesen war, hatte sich derart über mein Geigenspiel gefreut, dass er mir unbedingt einen halben Franken geben wollte, und um ihn nicht zu kränken, habe ich ihn schliesslich auch genommen. – Das war das erste und letzte Mal, dass ich auf einem Tanzboden mit meinem Geigenspiel etwas verdient habe.

In meinem letzten Churer Schuljahr gab es eine Veränderung. Ich bin meiner alten Freundin, meiner Geige, untreu geworden. – Es ist kaum zu begreifen, aber so geht es zu in der Welt. Es gibt Momente im Leben, wo der Mensch – aus Blindheit und aus einem gewissen Ehrgeiz heraus – sich selbst vergisst und jene verleugnet, die seine aufrichtigsten und treuesten Freunde gewesen sind. Nichts von all dem, was bisher Wert hatte, ist mehr gut genug, bis einem eines Tages wieder die Augen geöffnet werden. – So ging es auch mir mit meiner Geige.

Im Herbst, am Anfang des letzten Schuljahres, erschienen in der Geigenstunde zwei Mädchen, beide hübsch und munter, ebenfalls Schülerinnen des Seminars. Eine spielte Geige, so gut es ging, die andere Klavier. Doch was hatte die für eine Geige! – ein Instrument, das regelrecht funkelte und einen viel kräftigeren Klang hatte als meines; der Bogen war nagelneu und der Geigenkasten tiefschwarz und innen mit rotem Samt ausgeschlagen. Und ich begann, mich meiner armen alten Geige zu schämen, wegen ihrer Flecken, ihres schwachen Klangs und wegen der Schraube aus Eschenholz, die der Michalet in Calantgil angefertigt hatte. Und erst mein armseliger, abgenutzter Geigenkasten! Ich war damals in dem Alter, wo man gern Eindruck macht und zeigt, was man hat und wer man ist.

Darum befriedigte mich meine Geige nicht mehr – in keiner Weise; sie musste unbedingt durch eine neue ersetzt werden. Ich schrieb dem Vater, doch der wollte davon nichts wissen; er habe jetzt kein Geld, um teure Instrumente zu kaufen. Unsere Geige tue ihren Dienst, ja mehr als das. Doch dann kamen die Ferien, und ich liess ihm keine Ruhe – bis er nachgab. Dass ich die alte Geige eintauschen und den Rest draufzahlen werde, sagte ich, doch das kam nicht in Frage. «Nein, mein Sohn», sagte der Vater. «Meine Geige gebe ich nicht fort; du kannst eine neue kaufen, ich werde sie bezahlen.»

So kaufte ich mir nach den Ferien mit nicht ganz ungetrübter Freude eine neue Geige, dazu einen schönen Kasten und einen Bogen, alles zusammen für 80 Franken. Selbstverständlich war ich überzeugt, dass das neue Instrument viel besser sei als das alte, das ich zu Hause gelassen hatte, wo es nun ruhen durfte – und in Vergessenheit geriet. Die Hauptsache war: Ich konnte damit imponieren.

Eine Ehre allerdings habe ich meiner alten Geige noch erwiesen, ohne von all dem, was dann geschehen sollte, etwas zu ahnen. – Eines Tages brachte Gioder, mein Freund aus Ilanz, ein ausgezeichnetes Pianist, Notenblätter für Geige und Klavier mit nach Chur, Stücke der grossen Komponisten Bach, Händel, Beethoven und Schubert. Ich kannte damals diese Musik noch nicht und hatte auch noch nie mit Klavierbegleitung gespielt. Ob ich nicht versuchen wolle, eines davon zu spielen, eins von den leichteren? Wir haben es dann probiert – das «Largo» von Händel. Das war etwas ganz Neues und unerhört Schönes für mich – eine Erfahrung, die sich mir tief und für immer eingepägt hat. Eine neue Welt eröffnete sich mir, eine Welt voll wunderbarer Harmonie, in der ich noch viele Male Zuflucht finden sollte. Gioder und ich haben dann oft miteinander gespielt. Ich bin auch bei ihm in Ilanz gewesen und habe im Kreis der Seinen – einer musikalischen Familie – beim Musizieren manche schöne Stunde erlebt. Später, als ich ein eigenes Klavier hatte, kam Gioder auch zu mir ins Schams. – Ja, das war noch meine alte Geige gewesen, die mir geholfen hat, den Zugang ins Reich der klassischen Musik zu finden.

Doch muss ich – um ehrlich zu sein – anfügen, dass mir auch meine neue Geige eine treue Begleiterin war, während fast drei Jahrzehnten.

Auch von uns beiden gäbe es einiges zu berichten – Frohes und Trauriges –, doch will ich das jetzt bleiben lassen und stattdessen erzählen, wie ich wieder zu meiner alten Geige gekommen bin, der Gefährtin meiner Jugend.

Im Sommer, den ich seit einigen Jahren zu Hause verbringen kann, kommt es vor, dass die Zeit für die Meinen manchmal etwas lang wird, besonders an Regentagen und an den Abenden. Es war an einem dieser Tage, dass mir, plötzlich und unerwartet, meine alte Geige wieder in den Sinn kam. Wo sie wohl ist und in was für einen Zustand?, fragte ich mich. Mein Vater, der damals noch lebte, meinte, sie sei im Schrank im oberen Hausflur. Doch dort war sie nicht. Endlich fand ich sie im hinteren Zimmer – auf einer Truhe, ganz mit Staub bedeckt. Mit seltsamen Gefühlen habe ich den Geigenkasten aufgemacht. Und da lag sie, die treue alte Gefährtin; alle Saiten waren zerrissen und der Steg war umgefallen, doch der Korpus war intakt und unversehrt.

Du arme Verlassene, sagte ich zu mir selber. Wir werden dich wieder in Stand setzen und zu Ehren bringen; deine Seele wecken, welche so viele Jahre geruht hat.

Ich bestellte Saiten und einen Bogen und habe sie mit Sorgfalt repariert. Das erste Mal, als ich wieder auf ihr spielte, war eine festliche Stunde für mich und für uns alle, meine Frau, die Kinder und für meinen Vater. Ich habe die alten Lieder und Tänze gespielt. Wir waren tief bewegt, vielleicht am meisten mein Vater. Was für eine Freude für ihn, noch einmal seine Geige zu hören, zu sehen, wie sie wieder zu Ehren kam! Ja, er hat sogar selber versucht, ob er noch spielen könne, und es ging recht gut. Voller Staunen sahen die Kinder, wie der Grossvater noch zu musizieren verstand, und jauchzten vor Freude. Auch ich war erstaunt, aber über etwas anderes. Was für einen feinen, sanften Ton hatte das Instrument! War das die Geige, die ich einmal auf die Seite gelegt hatte? Aus Blindheit! Es war wirklich dieselbe! Und alles, was einmal meine Gedanken versucht hatte, war wie weggeblasen. Eine tiefe Freude, wie man sie selten hat, erfüllte mich. Meine alte Geige war ein wunderbares Instrument. – Wie lang geht es oft im Leben, bis man erkennt, was wirklich Wert hat.